

Rede zum 4. Mai 2020

von Arnon Grünberg

*"Nee! Nee!"*

Oft habe ich mich gefragt: Was ist der Nutzen von Gedenkveranstaltungen, von Zusammenkünften wie dieser? Gedenken wir, weil die Tradition dies von uns fordert, oder geht es dabei um mehr?

Letztes Frühjahr bei einem Vortrag über das Werk Marga Mincos und den Krieg – ich weiß nicht: verfolgt der Krieg mich oder verfolge vielmehr ich den Krieg – äußerte ich den Gedanken, dass Erinnern mehr zu sein hätte als ein bloßes Ritual, dass es mit dem Wunsch nach Erkenntnis verbunden sein müsse und dass Gemeinplätze darum der Feind jedes sinnvollen Gedenkens sind. Dabei war mir bewusst, dass jener andere Gemeinplatz, dass wir die Geschichten über den Krieg und die Juden mittlerweile doch alle kennen, in letzter Zeit immer lauter erklingt; ein vermessener Gemeinplatz, der von der Annahme ausgeht, unser Wissen über Krieg und Vernichtung sei vollkommen und wir könnten die jüngere Vergangenheit zu den Akten legen.

Zu sagen, dass wir die Geschichte mittlerweile doch kennen, geht oft einher mit der Weigerung, diese Geschichte zur Kenntnis zu nehmen. Und wer seine Geschichte nicht kennt, ist weniger verurteilt, sie zu wiederholen, als vielmehr dazu, nicht richtig zu wissen, wer er ist. Nichts lässt Menschen sich so nach einer unumstößlichen Identität sehnen wie die quälende Vermutung, dass sie die eigene Identität im Grunde nicht kennen. Und oft ist es gerade dieses Konzept einer unumstößlichen Identität, die Weigerung, spielerisch mit ihr umzugehen, das dazu führt, den Anderen als das absolut Fremde und prinzipiell Feindliche zu betrachten.

Im Anschluss an die genannte Lesung kam ein Psychotherapeut zu mir und sagte, dass wir Rituale und Gemeinplätze bräuchten, um von der Erinnerung nicht krank zu werden, dass wir die Vergangenheit auf Distanz halten müssten, um unter ihr nicht zusammenzubrechen. Das ist sicherlich richtig, aber wenn uns das 20. Jahrhundert kein Bisschen krank macht, haben wir,

fürchte ich, uns an überhaupt nichts erinnert und schon gar nichts begriffen.

Nicht krank zu sein wäre dann ein Symptom des Wegesehens, des Leugnens. Wenn wir leugnen, dass die Krankheiten des letzten Jahrhunderts – der industriell organisierte Totalitarismus, der Genozid gewordene Antisemitismus, der biologische Rassismus - tief in unserer Kultur verankert sind, dann wissen wir nicht, wer wir eigentlich sind. Und gerade dann sind wir anfällig für Verführer, die uns über unsere Identität aufklären und erzählen wollen, wen wir zu fürchten haben.

Gedenken ist immer auch ein Versuch zu definieren, wer wir *nicht* sein wollen, von dem wir aber fürchten, uns eines Tages in ihn zu verwandeln. Kein Gedenken ohne diese Sorge, kein sinnvolles Erinnern ohne die begründete Furcht, einmal selbst zu TäterInnen oder HelferInnen zu werden.

Jedes Gedenken geht aus von der Erkenntnis, dass die Vergangenheit nicht zu Ende, dass der Schoß, aus dem das Dritte Reich hervorkroch, immer noch fruchtbar ist.

Zensur und Ausgrenzung sind keine Antwort auf dieses Fortwuchern, es ist eine Errungenschaft, dass wir in einem Land leben, in dem die Regierung uns nicht vorschreibt, was zu denken sittlich erlaubt und unerlaubt ist. Das bedeutet aber noch nicht, dass jede Grenze überschritten werden muss. Bestimmte Tabus haben sich nach 1945 mit gutem Grund in unserer Kultur durchgesetzt; der Tabubruch ist nicht immer eine Befreiung, manchmal ist er auch einfach ein Rückschritt.

Dieser Gedenktag ist immer zugleich auch eine Warnung.

Die Geschichte der Überlebenden, derjenigen, die aus den Konzentrationslagern zurückkehrten - Juden, Sinti und Roma, Regimegegner, darunter viele Kommunisten und Sozialdemokraten -, ist eine Geschichte von Ausnahmen. Die meisten Opfer haben die Lager durch den Schornstein verlassen. Meine Mutter war eine Ausnahme; ihre Eltern, meine Großeltern, nicht.

Gedenken heißt immer zugleich auch im Namen der Toten zu sprechen, und im Namen der Toten zu sprechen geht nur, indem man Augenzeugen zu Wort kommen lässt. Ich möchte einen Augenzeugen zu Wort kommen lassen, der den Toten sehr nahe gekommen ist: Filip Müller, ein slowakischer Jude, Mitglied des Sonderkommandos Auschwitz-Birkenau.

Dieses Sonderkommando bestand hauptsächlich aus Juden und hatte

zur Aufgabe, die Leichen aus den Gaskammern zu räumen, den Leichen die Haare abzuschneiden, die Goldzähne auszureißen und die Leichen im Anschluss zu verbrennen. Die meisten Mitglieder des Sonderkommandos wurden jeweils nach wenigen Monaten ermordet. Das letzte Sonderkommando in Auschwitz wagte im Herbst 1944 einen Aufstand, bei dem fast alle Mitglieder des Kommandos ermordet wurden.

In seinen Memoiren schreibt Müller über eine Gruppe jüdischer Familien, die sich unter erbärmlichen Umständen in Bunkern nahe der polnischen Stadt Sosnowiec versteckt halten mussten. Durch das Weinen der Kinder war ihnen die SS auf die Spur gekommen.

Sie wurden nach Auschwitz gebracht. Hier wurde den Frauen und Kindern befohlen, sich auszuziehen, das normale Prozedere. Sie wurden jedoch nicht vergast, sondern erschossen, was ungewöhnlich ist. Müller erklärt nicht, wieso. Vielleicht gab es gerade nicht genug Leute, die Gaskammer voll zu bekommen, Zyklon B durfte nicht verschwendet werden. Die Mordmaschinerie der Nazis war neben allem anderen auch ein organisiertes Geschäft, ein gigantischer Raubzug, bei dem das Töten und Beseitigen der Toten so effizient wie möglich geschehen mussten.

Die nackten Frauen stehen mit ihren Kindern vor der Hinrichtungswand. Müller schreibt über eine Frau, die ihr Kind in den Armen hält: "Währenddessen lief der Henker Voß mit seinem Kleinkalibergewehr nervös hinter den beiden herum, um bei dem Kind eine geeignete Stelle zu finden, auf die er die Waffe richten konnte. Als die verzweifelte Mutter das merkte, drehte und wendete sie sich rasch nach rechts und links, nach vorn und nach hinten, um ihr Kind aus dem Schußfeld der tödlichen Waffe zu bekommen. Sie versuchte verzweifelt, jede Stelle am Körper ihres Kindes mit ihren Armen und Händen zu bedecken.

Dann peitschten plötzlich ein paar Schüsse durch die Stille. Das Kind war seitlich in die Brust getroffen. Die Mutter, die spürte, daß sein Blut an ihr herunterlief, verlor die Beherrschung und schleuderte ihr Kind dem Mörder ins Gesicht, als dieser den Lauf seiner Waffe schon auf sie gerichtet hatte. Oberscharführer Voß verlor die Fassung und stand wie versteinert da. Als er das noch warme Blut in seinem Gesicht spürte, ließ er sein Gewehr fallen und wischte sich mit der Hand über das Gesicht."

Bezeichnend ist, dass wir zwar den Namen des Oberscharführers kennen, die Namen der Frau und des Kindes dagegen nicht und vermutlich auch nie kennen werden.

Wenn Gedenken auch bedeutet, erkennen zu wollen, sind Details wichtig; Erkenntnis besteht aus Details, und dann können wir uns nicht erlauben zu sagen, dass wir bestimmte Details nicht hören wollen, weil sie unsere Nachtruhe stören.

Dem Schicksal der Frau, die ihr sterbendes Kind Oberscharführer Voß ins Gesicht schleuderte, gingen Wahlen voraus, amtliche Verordnungen und Befehle, willige und weniger willige Helfer, von denen die meisten nie ein Konzentrationslager betreten, nie jemanden umgebracht haben. Wobei wir auch nicht vergessen wollen, dass nach dem Krieg nicht nur die Deutschen sagten, sie hätten von alledem nichts gewusst oder sie hätten nur Befehle ausgeführt.

In seiner Studie *Holocaust und Literatur* schreibt der Literaturwissenschaftler S. Dresden über einen Vorfall, den der Autor K. Tzetnik, Pseudonym von Yehiel De-Nur, berichtet: Eine "Ladung" Sinti- und Roma-Frauen und Kinder wird in Auschwitz bei lebendigem Leib vom Lastwagen in eine Grube gekippt, weil das Krematorium überlastet ist. Ein niederländischer Gefangener erhält den Befehl, die Menschen mit Benzin zu übergießen. Er weigert sich und wird darauf selbst in die Flammen gestoßen. "Das niederländische 'Nee! Nee!' hört der Autor noch heute", notiert Dresden.

Meine Mutter kam im Herbst 1944 nach Auschwitz, kurz nach dem Aufstand des Sonderkommandos, von dem sie nichts mehr erfuhr. Selbst sagte sie immer, in Auschwitz sei sie glücklich gewesen, weil sie damals noch Hoffnung gehabt hätte; die Hoffnung verlor sie erst nach der Befreiung, als sie das volle Ausmaß der Katastrophe erkannte.

Sie wurde 1927 in Berlin geboren, im Jahr 1939 fuhr sie mit dem berühmten Passagierschiff St. Louis zusammen mit ihren Eltern von Hamburg nach Kuba, doch Kuba schloss die Grenzen, die USA schlossen die Grenzen, Kanada schloss die Grenzen, und so strandete die Familie zuletzt in den Niederlanden.

Mein Vater, ebenfalls in Berlin geboren, im Jahr 1912, überlebte den Krieg in diversen Verstecken. Oft musste er sich als desertierter Wehrmachts-

soldat ausgeben, um einen Unterschlupf zu bekommen. Er erzählte wenig, und wenn, eigentlich eher aus Versehen, nebenbei, aber einer der Männer, bei denen er untergetaucht war, hat nach dem Krieg offenbar zu ihm gesagt: "Wenn wir gewusst hätte, dass du Jude bist, wärest du uns nicht reingekommen."

Mit einer Familie, bei der er in Rotterdam untergetaucht war, hielt mein Vater Kontakt. Einmal pro Jahr ging er mit mir zusammen dorthin. Sie hielten weiße Mäuse in einem Käfig.

Und dann war da noch der Heringsverkäufer von der Börse am Rokin. Obwohl wir im Süden von Amsterdam wohnten, fuhr mein Vater mit Tram 25 immer ins Zentrum zu diesem Heringsverkäufer, weil er ihn noch aus dem Krieg kannte, der Mann war im Widerstand gewesen. Ab und zu begleitete ich meinen Vater, und obwohl sie sich gut gekannt haben müssen, redeten sie nie über den Krieg, immer nur über Heringe.

Das war der Krieg für mich als Kind: weiße Mäuse im Käfig, ein Heringsverkäufer vor der Börse, das Glück in Auschwitz. Damals hätte ich mir nicht träumen lassen, dass ich ein paar Jahrzehnte später als Kolumnist einer niederländischen Zeitung mit schamlos antisemitischen E-Mails konfrontiert würde. Ich dachte, das darauf liegende Tabu sei zu groß. Das war naiv.

Wenn über bestimmte Bevölkerungsgruppen auf eine Art gesprochen wird, die an die finsterste Zeit des zwanzigsten Jahrhunderts erinnert, als sei das die normalste Sache der Welt, kann logischerweise früher oder später so auch wieder über Juden gesprochen werden.

Seit Beginn der diesbezüglichen Hetze war mir klar: Wo über "Scheiß-Marokkaner" gesprochen wird, sprechen sie auch über mich.

"Ich begreife nicht, ich ertrage nicht, dass man einen Menschen nicht nach dem beurteilt, was er ist, sondern nach der Gruppe, der er zufällig angehört", schrieb Primo Levi in den sechziger Jahren an seinen deutschen Übersetzer.

Worte, die wir uns jede Woche, vielleicht sogar täglich, erneut vorsagen sollten, und sei es nur darum, um uns zu erinnern, was für ein Gift Worte sein können.

Dass ein Niederländer in Auschwitz Benzin über lebende Frauen und Kinder gießen musste, begann mit Worten, Reden von Politikern.

Gerade in unserer säkularisierten Zeit tragen Parlamentarier und andere

politische Entscheidungsträger eine besondere Verantwortung, mit gutem Beispiel voranzugehen, das Wort nicht zum Gift werden zu lassen, sich ständig vor Augen zu führen, dass der Staat zwar notwendig, aber auch ein potentielles Übel ist, das mit achtloser Selbstverständlichkeit Menschen, ganze Bevölkerungsgruppen ausradieren kann.

Die Frau, die ihr sterbendes Kind Oberscharführer Voß ins Gesicht schleuderte, sie warnt uns.

Der Niederländer, der "Nee! Nee!" rief, der sich weigerte, Benzin über lebende Frauen und Kinder zu gießen und daraufhin selbst in die Flammen gestoßen wurde, er warnt uns.

aus dem Niederländischen übersetzt von Rainer Kersten (Deutsch)

Die Übersetzung kam zustande mit freundlicher Unterstützung des Nederlands Letterenfonds /Dutch Foundation for Literature im Rahmen des internationalen Projekts "Mit Übersetzungen für eine bessere Gesellschaft"

Das Copyright für die deutsche Übersetzung verbleibt bis auf Weiteres beim Übersetzer